

Sabine Klar (2017)

„Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde.“

Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, Vom Lesen und Schreiben

Gottendes zur Welt bringen

Ich muss etwas mögen, um glücklich zu sein. Liebhaben tut mir einfach gut – und lieben lässt sich vieles, auch Dinge und Wesen, die mich nicht zurücklieben. Um überhaupt lieben zu können, bin ich darauf angewiesen, von Menschen gemocht zu werden. Das hält mich in einer gewissen Abhängigkeit von der Zuneigung anderer und bewirkt, dass ich mich nicht so einfach von ihnen absetzen kann. Eigentlich möchte ich das nämlich gar nicht. Ich möchte mich in nichts von ihnen unterscheiden, sondern das Leben mit ihnen teilen, durch dick und dünn mit ihnen gehen, mich der Lust am Vorhandenen hingeben und mit dem glücklich sein, was ich habe und bin. Ich möchte aber auch, dass das, was ich lieb habe, auf ewig geschützt sein möge – das ganze Wesen mit Haut und Haar. Das Wissen, dass der Tod zum Leben gehört, ändert nichts an meinem kindlichen Wunsch, all das Kostbare gerettet zu wissen. Deshalb ist meine Sehnsucht ständig dabei, mir ein „Gottendes“ zu bauen – ich will mich ihm an die Brust legen und bei ihm in meiner Angst geborgen sein. Mein unmittelbares Erleben und meine Sehnsucht ziehen mich in eine Bezogenheit, hinein, in der ich Heimat finde und der ich vertraue.

Andererseits halte ich mich in Umgebungen auf, die mit so etwas wie „Gott“ wenig anfangen können. Das bewirkt, dass ich das religiöse Sprachspiel, das ich genieße, gleichzeitig auch von außen betrachte. Von dort gesehen erscheint es mir manchmal befremdlich und absurd. Mein Verstand möchte offenbar davon ausgehen, dass es ausschließlich wir selbst sind, die unsere eigene subjektive Welt erschaffen, in der wir dann aufgehen und in die wir schließlich hineinsterven. Dass mich manches, was zuweilen mit dem Begriff „Gott“ verbunden wird, nach wie vor ungeheuer anzieht, kann auch ein vertrautes soziales Szenario sein mit den dort üblichen, gewohnten Verhaltensweisen und Empfindungen, das meinen an sich unaussprechlichen Sehnsüchten, Bezügen, Erfahrungen legitimen Raum gibt.

Wenn ich mir die Vorstellung eines über die weltliche Existenz hinausgehenden Umfassenden erlaube, habe ich immer wieder den Eindruck, dass ich mich dem, was mir gerade über den Weg läuft, verschließen könnte. Deshalb muss ich auch liebgewordene Gottesbilder immer wieder dekonstruieren – damit sie mich ja nicht davon abhalten, das zu entdecken, was sich von Mal zu Mal in den ganz einfachen Dingen des Lebens auftut.

Begriffe wie „Gott“ oder „göttlich“ zu verwenden, halte ich nur dann für sinnvoll, wenn ich sie von etwas anderem absetze. Wenn alles göttlich ist oder wenn ich mich einfach auf „das da“ beziehe – wozu dann noch „Gott“ sagen? Dann ist eben das da, was gerade da ist und sonst nichts. Das Problem mit dem Begriff „Gott“ liegt unter anderem darin, dass ich im Moment, wo ich ihn verwende, eine sehr fundamentale Entscheidung treffe – ich spalte sozusagen die Welt, ordne das eine der „göttlichen“ Seite zu und das andere nicht, schaffe damit einen Vordergrund und einen Hintergrund. Wenn ich mir Begriffe wie „Gott“, „Göttliches“ usw. erlaube, um entsprechende Ereignisse und Erfahrungen zu beschreiben, dann kann ich die göttliche Seite lieben, und die nicht-göttliche ablehnen. Ich kann mich aber auch dem zuneigen, was ich auf die nicht-göttliche Seite gestellt habe oder das, was ich auf die göttliche Seite gestellt habe, dafür hassen, was es mir alles verbietet. Ich kann meinem Körper zutrauen, dass er mit der Stimme Gottes spricht oder meinen, dass er dazu angelegt ist, mich auf die nicht-göttliche Seite zu verlocken. Ich kann mehr oder minder liebenswerte oder Furcht erregende Eigenschaften dem Begriff „Gott“ oder „göttlich“ zuordnen und entsprechend darauf reagieren. Ich kann der göttlichen Seite einen Willen zuschreiben, der mich zu sehr unterschiedlichen Dingen auffordert – und eine Macht, die fähig ist, diesen Willen an mir zu vollziehen.

Wenn ich ein Mensch bin, der aus welchem Grund auch immer, lieben und sich geliebt wissen, sich in dieser Welt angenommen und geborgen fühlen und gleichzeitig auch mit einem „Göttlichen“ liebäugeln will, dann werde ich das, was mir entgegen tritt, tendenziell so interpretieren, dass darin das Wirken einer zuwendenden, liebevollen „Göttlichkeit“ erfahrbar wird. Wenn ich persönlich von meinem Grundzustand her zu etwas anderem neige, werde ich möglicherweise zu ganz anderen Schlussfolgerungen gelangen.

Daraus ergibt sich die Frage, ob das erlebte „Göttliche“ vom jeweiligen Gehirn oder sozialen Umfeld hervorgerufen wird – ob hier bloß das empfundene und gemeinsam

mit anderen geglaubte Gottesbild und die dazugehörenden Geschichten wirken oder ob es ein von den eigenen mentalen Konstruktionen unabhängiges Subjekt „gibt“. Nach vielen Versuchen, darauf eine Antwort zu finden, bin ich zum Schluss gekommen, dass das nirgendwohin führt und sich nicht sehr lebensförderlich auf mich auswirkt. Eigentlich geht es mir ja bloß darum, wie ich Welt betrachten kann, um mich im jeweiligen Moment an dem orientieren zu können, was in meiner konkreten Lebenslage wirklich gut tut. Ob ich mich dabei auf „Göttliches“ beziehe oder Begriffe dieser Art beiseitelasse, würde in diesem Fall davon abhängen, was mir eher dabei hilft. Ich produziere mir damit zwar unter Umständen eine Illusion und bloßen Schein. Die Frage ist aber, was dieser Schein dann macht, was also die begriffliche Fassung der Erfahrung mancher Verhältnisse und Gegebenheiten unter dem Titel „göttlich“ bewirkt und was sie bewirken will. In dieser Perspektive würden die genannten Begriffe und das, worauf sie sich beziehen, zu einem bloßen Mittel, zu einem mehr oder minder hilfreichen Konstrukt, das ich dazu brauche, um mich Menschen und Situationen freier und furchtloser zuzuwenden zu können.

Andererseits beißt sich die Katze auch hier recht bald in den Schwanz, denn wenn ich um den von mir produzierten Anschein weiß, wenn mir bewusst wird, dass das was ich glaube, nur eine weitere Geschichte ist, wird es mir nicht gegen meine Angst helfen – es sei denn, ich erlebe trotzdem, dass mir die Bezugnahme auf „Göttliches“ oder die Geschichte, die ich darüber erzähle, hilft. Dann gewinnt der selbst gemachte Schein im Erleben plötzliche konkrete Macht und wird für mich über seine Wirkung Wirklichkeit. Was ich glaube, scheint wahr zu sein, denn es verändert mich und mein Leben. Wenn in meiner Geschichte „Göttliches“ vorkommt, könnte ich daraus schließen, dass es auch existieren muss. Ich habe es erfunden und von anderen übernommen, doch anscheinend findet es nun umgekehrt mich und tritt mit mir in Beziehung. Mein Erwartungsbild prägt mein Erleben und mein Urteilen – und umgekehrt reproduziert mein Erleben und mein Urteilen mein Erwartungsbild. Das religiöse Umfeld, die geistige Heimat bestätigen und korrigieren es – das führt zu weiterem Erleben, das sich solcherart interpretieren lässt. Wenn ich mich im Rahmen einer etablierten Religion an „Gottendes“ wende, werde ich gleichzeitig in die Bilder hinein sozialisiert, die dort tradiert sind. Die Religion hilft mir, zwischen den göttlichen und nicht-göttlichen Bereichen in meiner Welt zu unterscheiden. Da gibt es dann Zuordnungen, die ich nachvollziehen kann und solche, die mir widerstreben – ich höre immer wieder dieselben Worte und Interpretationen, bis daraus langsam das Bild erwächst, das

die jeweilige soziale Umgebung vertritt und mit einem Mal sind es „wir alle“, die sich an „das immer Gleiche“ wenden.

Solche Begriffe, Bilder und Geschichten zu verwenden, ist jedenfalls meine Entscheidung, mein Wille, meine Liebe und Lust. Die Verantwortung dafür trage ich selbst, indem ich bewusst darauf achte, womit ich mich identifizieren will und womit nicht.

Behütende Bewusstseinsbewegungen vermitteln dem Menschen eine gute Beziehung zu sich selbst. Sie fordern ihn heraus und lassen ihn gleichzeitig sein, wie er ist. Sie unterstützen ihn dabei, achtsam mit sich und seiner Welt umzugehen – das Unveränderbare zu akzeptieren und das Veränderbare zu gestalten. Bildlich gesprochen haben sie für den Körper und Geist eines Menschen eine ähnliche Wirkung wie das Immunsystem – sie halten Schädliches ab, vernichten Fremdes, machen handlungsfähig und eröffnen Möglichkeiten, das eigene Leben zu erhalten und zu genießen. Der fürsorgliche Charakter solcher behütender Bewusstseinsbewegungen, legt nahe, ihnen zu vertrauen. Durch sie gelangt man – unabhängig davon, wo man ist und wie es einem gerade geht – in einen guten Zustand und lebt auf. Gute Zustände gehen mit einer besseren körperlichen Befindlichkeit einher, die sich auch auf die Art und Weise auswirkt, wie gedacht, gesprochen und getan wird. Man befindet sich ja üblicherweise nicht immer darin, kann sich aber zuweilen daran erinnern und sich danach sehnen. Es ist möglich, ihnen mehr Raum zu verschaffen, indem man sie sowohl auf der leiblichen, als auch auf der geistigen und sozialen Ebene dazu einlädt, sich auszubreiten. Dann dehnt sich der Körper und atmet auf – die Gedanken weiten sich, werden beweglich. Wenn ich meine guten Zustände kenne und ihnen vertraue, kann ich mich über sie freuen und das bestärken, was ihnen in meinem Organismus Präsenz verleiht. Ich bin dabei nicht von Anstrengung und Bemühen bestimmt, sondern von Freude, Zuneigung und Lust. Gute Zustände schaffen mir ein besseres Lebensgefühl und einen offeneren Lebenszugang und sind mir in jedem Moment für meine Bewegungen in dieser unvorhersehbaren Welt dienlich. Außerdem sind sie kein Sehnsuchtsbild, sondern in manchen Augenblicken konkrete Erfahrung.

Ich kann meine guten Zustände auch als „Du“ begrüßen, für ihre Gegenwart dankbar sein und bin dann nicht mehr allein, sondern habe Verbündete. Ich kann mit meinen behütenden Bewusstseinsbewegungen in Beziehung treten, ihnen zuhören und mit ihnen sprechen, die anderen Menschen mit ihrem Blick

betrachten und darauf achten, was sie mit mir tun und wozu sie mir raten. Ich kann dieses Erleben mit für mich positiv besetzten Werten verknüpfen und mit bestimmten Vorstellungen in Verbindung bringen. Ich kann mich dabei sogar auf ein von mir unabhängiges „Göttliches“ beziehen und glauben, dass dieses sich in mir inkarniert hat und dort wirksam ist – als „Gott in mir“, hinduistisches „Atman“, „Buddhanatur“ oder „unser Herr Jesus Christus“. Mit diesen Geschichten bringe ich zum Ausdruck, dass das „Du“, das ich tief drinnen im „Ich“ entdeckt habe, mehr zu sein scheint, als bloß ein Persönlichkeitsaspekt eines einzigen Menschen – dass es darüber hinausgeht.

Andererseits schafft es Distanz, wenn ich „Du“ oder „Gott“ zu etwas sage, das eigentlich ich sein müsste. Es zeigt, dass ich mich nicht selbstverständlich und auf Dauer in dieser Existenzweise erlebe und den Unterschied zu meinen anderen Zuständen und Bewusstseinsbewegungen bemerken kann, was Auseinandersetzung ermöglicht, mich aber eigentlich auch ein wenig entwertet. Das „Gute“ da drinnen, das so wunderbare Wirkungen zeigt, unterscheidet sich von „mir“, die dahinter zurückbleibt. Was wäre, wenn ich es einmal umgekehrt versuche, es mit dem Ehrentitel „Ich“ versehe und all das andere, das sich in mir auch abspielt, als „Es“ bezeichne? Was könnte sich ergeben, wenn ich mich mit dem Vertrauenswürdigen da drinnen so sehr identifiziere, dass ich schließlich damit eins werde und es auf diese Weise zur Welt bringe? Dann entwickle ich mich nicht mehr zu etwas anderem hin, sondern komme endlich bei dem an, das ich schon immer war und bin – auch wenn sich das ständig verändert. Dann gibt es nichts mehr zu erreichen – nur etwas zu entdecken.

Man kann substantivisch von „Gott“ und adjektivisch bzw. adverbial von „göttlich“ sprechen – und sagt damit aus, dass da etwas „vorhanden ist“, das spezifische Eigenschaften hat, und so bezeichnet werden kann. Tätigkeitsbezogen von „gotten“ zu sprechen ist unüblich. In meinem Verständnis ist „gotten“ einerseits ein auf „Göttliches“ bezogenes Handeln von Menschen und andererseits das „göttliche“ Handeln selbst, also ein Tun, welches „Göttlichem“ zugeschrieben wird. Was dieses Handeln jeweils umfasst, hängt von den damit verknüpften Gottesbildern ab und davon, wo diese „Göttlichkeiten“ verortet werden. Es besteht auch die Möglichkeit, sie in den Wesenskern zu versetzen – in diesem Fall würde es dann aus dem innersten Sein des Menschen heraus „gotten“. Wenn ich darauf vertraue, dass auf diese Weise „Gottendes“ in mir und meiner Welt wirksam wird, habe ich etwas Behütendes in mir, das mich fordert, aber auch birgt und schützt.

Die Frage, ob es sich dabei nur um einen tröstlichen Schein handelt oder ob es so etwas wirklich und wirksam gibt, wird gerade in Situationen sehr brisant, in denen ich mich fürchte oder mit dem drohenden Verlust geliebter Wesen konfrontiert bin. Ein netter, mit humorvoller Distanz behandelter Gottesmythos kann mich bei der Lebensbewältigung unterstützen, und über Umwege vielleicht auch mein soziales Umfeld, weil ich gelassener bin und weniger ängstlich reagiere. Er hilft aber nicht gegen die Unerbittlichkeit des existenziellen Elends oder gegen die Unabänderlichkeit von Tod und Zerfall. Er kann mich trösten solange ich lebe – aber nicht die anderen aus ihrem Unglück retten, ihren Tod verhindern oder ihre Weiterexistenz ermöglichen (wie und wo auch immer). Das Problem mit den selbst gemachten Heilsgeschichten besteht in der Ohnmacht und Angst, die entstehen, wenn ich mich nicht bloß mit mir und meiner kleinen Welt konfrontiert sehe, sondern mit all dem anderen, das andauernd vor die Hunde geht, und auf das ich keinerlei Einfluss habe. Immer wieder treffen Ereignisse den wunden Punkt meines Misstrauens – dann erscheint mir meine Welt plötzlich fremd und bedrohlich, so als sei sie ein Feind, der in meine Burg eindringt und dort Chaos und Verwirrung stiftet. In diesen Momenten erscheint „Gottendes“ tief in mir drinnen in meinem heillosen Durcheinander – wie ein winziges Körnchen Wahrheit in einem riesigen Haufen Fragwürdigkeit. Oft spüre ich das Körnchen gar nicht, sondern erinnere mich nur daran und dann zeigt es sich schon – wie ein Hauch, ein leiser Ton, ein kleines Licht. Wenn ich es wahrnehme oder darauf vertraue, öffnet sich etwas – es wird alles ein wenig leichter, freier, heller, so als ob ein Sonnenstrahl durch eine dunkle Wolkendecke bricht. Ich atme tiefer und merke, wie verschlossen und hart ich vorher war. Ich nehme Unterstützung an und gehe auf andere zu. Das Körnchen hat Macht, obwohl es so klein ist. Manchmal zieht es mich in sich hinein und ich habe den Eindruck zu verschwinden, bis ich merke, dass eine ganze Welt darin verborgen ist, die alles durchdringt – die schlimmste Lebenslage und auch mich selbst in meinen dunkelsten Momenten. Das Körnchen hat eine Botschaft für mich, an der ich mich festhalte. Es sagt nicht, dass es die Welt in meinem Sinn verändern und mich und meine Lieben retten wird – sondern dass es auch dann gut ist, wenn es sich gerade nicht gut für mich anfühlt. Es verspricht mir, dass wir nicht alleine sind, denn es erlebt alles mit uns, weil es in unserer Mitte wohnt – im Kern von jedem Sein. Ich denke dann an das Reich Gottes, das sich im winzigen Senfkorn findet, im Weizenkorn, das gemahlen, verarbeitet, gegessen und verdaut wird, in der Rebe, die beschnitten wird – im Unvollkommenen, Fehlerhaften, Kindlichen, selbst im Tod. Wenn ich diesem Körnchen in mir und in den anderen

vertraue, dann lenkt das meinen Blick auf das Wesentliche, auf das was in meiner Lage gut tut, auf das was ich wirklich will. Es hilft mir, mich besser zu behüten, die Stimmen und Geister zu unterscheiden, Boden unter die Füße und den Kopf über Wasser zu bekommen. Es bringt mich vor allem dazu, das „ichende“ Kreisen um mich selbst zu beenden, die anderen Menschen wahrzunehmen, sie freundlich zu behandeln und mir bewusst zu werden, wie sehr wir einander gerade in schlimmen Lebenslagen brauchen. Die Welt erscheint dann plötzlich voll kleiner Körnchen – und sie leuchtet wieder.

Im Begriff „Gottendes“ steckt das Wort „Ende“ – etwas, das mir lange nicht aufgefallen ist. Man könnte davon ausgehend auch behaupten, dass es hier aus ist mit allen verallgemeinerbaren Vorstellungen von Gott, die allerdings in meinem tendenziell atheistischen Umfeld sowieso keinen Anklang finden würden. Um trotzdem davon reden zu können, verwende ich Worte, in denen „Gott“ nicht vorkommt. Meine Klienten frage ich danach, was das sagt, dem sie da drinnen vertrauen. Es hat viele Namen und Gesichter – die innere Freundin, der weise Teil, Bauch, Herz, Intuition, Impuls – und vermittelt immer Kluges und Liebevollnes. Meinen persönlichen Menschen erzähle ich vom „Osterhasen“ und sie wissen genau, was damit gemeint ist, weil sie dieses Erleben auch kennen. „Du hast halt einen Hasen“, hat ein hartnäckig an der Vernunft orientierter Freund einmal zu mir gesagt und sich dabei auf den alten Film „Mein Freund Harvey“ bezogen, in dem ein alkoholabhängiger Junggeselle mit einem unsichtbaren Langohr durch die Gegend zieht, das ihn glücklich und sympathisch macht, sodass die böse Familie ihm seine offensichtliche Verrücktheit schließlich zugesteht und ihn nicht mehr mit Medikamenten gesund machen will. Aus der Sicht meines Freundes ist meine Zuneigung zu dem „Gottenden“ da drinnen bloß ein Wahn, der mir offenbar viel bringt. „Wo du bist, wird auch der Hase sein“, hat er später noch hinzugefügt. In diesem Moment hab ich den Hasen in ihm entdeckt und ihm zugelächelt.

Wenn mir das Herz übergeht, stammle ich manchmal auch in Bildern und Reimen.

Ich atme ein und aus und bin ein Kind. Ich atme ein und aus und bin ein Tier. Ich atme ein und aus und sitze hier und sehe alle diese Wesen wandern, durch Landschaften und Wüsten ihres Lebens ziehen. Ich atme ein und aus und bin ich selbst.

Des Nachts geh ich hinaus, um dann im Regen lang zu sitzen. Mein Atem mischt sich mit dem Wind, ich fühl mich warm und arm an Last, unschuldig, leicht, bedeutungslos und lausche in die Welt hinein, die meine ist. Kalt ist sie, stürmisch, wunderbar – ein wildes Ding, das ich nicht zähmen kann und zähmen will.

Ich fürchte mich und rufe diesen Gott, der Welten in den Händen hält – so sagt man. Und merke, dass sie mich verlacht, die Welt. Gibt es da draußen nichts im Sturm? Bin ich allein? "Ich bin doch da", so sagt die Welt zu mir, "Du bist mein kleiner Gott und wirst es immer sein. Du kannst dir selbst ein Feuer machen, das dir die Wärme und die Kraft erhält, die du halt brauchst, um mich zu schaffen."

Ich möcht ein Mensch sein, stark und warm und weich, in aller meiner Löwenpracht den Regen und den Sturm mir Mark und Bein und rote Hitze diesen Leib durchdringen lassen. Das hüllt mich dann in Frieden ein. Vielleicht beginn ich auch zu schweigen, um in der Stille genau zu hören, was sie sagt und singt und seufzt, die Welt – was untergeht in all dem Jubel, all den Qualen meiner Lust und Pein. Ich möchte fliehen an einen Ort, wo Glücksmomente in den Ritzen wohnen und Sonnenflecken müde, alte Rücken wärmen, wo ich ein kleines Viech sein darf auf meiner Wiese. Ich möchte all das warme Leben, das ich dort finde, in großen Mengen heimwärts tragen, damit es strömt in diese kargen Betten trockner Flüsse, die noch erzählen von alten Kräften in dieser Welt.

Ich schließe meinen Mund und schlucke meine Leidenschaft, lass sie von innen her mein Herz entflammen, sodass dann nur die sanfte Ofenwärme lockt und nicht das Feuer. Ich will so hell sein wie der Morgenhimmel über mir, ein Licht, das Sternenmeere schamvoll birgt. Im frischen Windhauch dir die leichte Hand der Freundschaft bieten – auf meinen Lippen bloß die stille Neigung, die sich nicht wichtig gibt. Und aus der Kraft der leisen Liebe in meine Welt dann schauen und Gräser sehn und Blumen, die kleine Falte dort auf einer Stirn und Hände, die sich sanft bewegen – will Regen spüren, Tönen lauschen. Das Strahlen nah an meinem Herzen vereinigt mich mit allem Leben rings umher – ein Rücken, der nach Wärme sucht im Fiebertraum, zwei Füße, Haut, ein Atemhauch, die Fliege an der Wand und kleine Moose in Trompetenform, die Wellen auf dem See, die glitzernd Muster malen im Spiel mit Wind und Sonne.

Dann leg ich mir den Schleier um mein Haupt und beuge mich, will arm sein und gehorsam, keusch, mit offenen Händen, Weib und Kind zugleich.

Und nehme ihn wieder ab, weil das der Schnee von gestern ist, der auch bald fließt. Ich weiß doch schon, dass es der Mut ist, der mir helfen wird. Aufrecht zu stehen im Zentrum meiner eignen Welt und furchtlos, voll Vertrauen dem entgegengehen, was sie mit ihrem Spiel mir dann bereitet, was ihr gefällt.